

Und für die ungehaltene Reformationspredigt des „würdigen Mitglieds des Predigerinstituts, Herrn Cand. Schlatter aus St. Gallen“ findet Tübingen reichen Ersatz in der Wirksamkeit Adolf Schlatters aus St. Gallen nun schon ins dritte Jahrzehnt.

Tübingen.

Theodor Häring.

---

### Das Zürcher Reformationsjubiläum von 1819.

„Versöhnung ist allein das Heil der Welt, seid umschlungen Ihr Getreuen, seht es sind der Klippen viel, doch der Liebe Hochgefühl lenkt das Schiff zu gutem Lande“, in diesem Schlußchor finden sich in einem Oratorium „Die Christen und das Christentum“ von Adrian Grob, aufgeführt in St. Gallen zur Feier des 300jährigen Reformationsjubiläums „allen friedsamem Brüdern gewidmet“, Lutheraner, Reformierte, Katholiken, „ungenannte Stimmen“, Klio die warnende und Religio die versöhnende. Der Verfasser wollte damit der Grundstimmung der Feiern, die Anfangs 1819 allgemein unter den evangelischen Schweizern in Erinnerung an Zwingli's Werk begangen wurden, poetischen Ausdruck verleihen. Daß er allzu optimistisch gewesen, haben schon Zeitgenossen bezeugt, die urteilten, daß diese Strophen vielleicht 1919 am Platz sein werden. Aber auch heute ist die Welt von dieser „Harmonie“ weit entfernt — weiter denn je und ist sich dessen bewußt — damals aber, 1819, pries man sie enthusiastisch in Festreden und Kantaten, indem der subjektive Wunsch ihrer Verwirklichung über die nackten Tatsachen hinwegtäuschte. In Tat und Wahrheit war 1819 wie heute eine Kampfzeit, wenn nicht in so schroffem Gegeneinander, so doch im spröden Nebeneinander, das in Wirklichkeit Feindschaft gleichkam. Die Ideen der Aufklärung standen in ungleichem Kampf mit jenen des Idealismus und der Romantik. Das Gefühl machte dem Verstand das Feld streitig. Mystische Schwärmerei tritt neben rationalistische Behandlung religiöser Probleme. Stehen wir heute mitten in einer Krise, so war 1819 der Höhepunkt bereits überschritten. Weniger tief in jedes einzelne Leben eingreifend als die heutige, wirkte sie auf den nüchternen Schweizer weniger als Läuterung denn als Bestärkung des subjektiven Standpunktes jedes Einzelnen. Nur zu deutlich tönt von allen Seiten der Ton der Genugtuung über das, was man erreicht hat. Und da die romantische Freude an der Vergangenheit geweckt worden

war, so wird diese auch gleich als willkommene Stütze der Gegenwart gebraucht. Dazu bot das Reformationsjubiläum genugsam Gelegenheit. Kaum bewußt, doch der ganzen Geistesverfassung entsprechend, beim besten Willen Zwingli und sein Werk zu feiern, wurde die Zürcher Reformationsfeier von 1819 zu einem Panegyrikus auf die Errungenschaften der Gegenwart, zu einem Ausblick auf eine Entwicklung der Zukunft, die ihr Fundament einzig in den subjektiven Wünschen der Festfeiernden hatte, die Tatsachen der Geschichte aber geflissentlich oder mehr noch aus Unkenntnis übersah.

An der Herbstsynode des Jahres 1818 wurden von der Zürcher Geistlichkeit die Richtlinien aufgestellt, nach denen das Fest am Anfang des Jubeljahrs — denn das ganze Jahr sollte als Festzeit betrachtet werden — zu feiern sei. Bezeichnenderweise steht an erster Stelle das Verhältnis zu den lutherischen Glaubensgenossen. Es soll ein Fest sein, das sich des guten Einvernehmens mit jenen freut, die gleiche Ziele, wenn auch auf andern Wegen, verfolgen. Daß dieser Punkt so sehr in den Vordergrund gerückt wurde, mag mit daher rühren, daß die deutsche Reformationsfeier im Jahre vorher in versöhnlichem Sinne begangen worden war, daß die preußische Union dem Gedanken einer Vereinigung der evangelischen Bekenntnisse wieder festere Gestalt gegeben. Noch 1817 hatte der Zürcher Kirchenrat in seinem Gratulationsschreiben nach Dresden auf den 31. Oktober streng darauf gehalten, nichts einfließen zu lassen, was dem Wunsch förmlicher Vereinigung mit den Lutheranern gleichkommen konnte, und die Antwort des Konsistoriums stellte sich, darauf eingehend, auf den Standpunkt, „daß in diesem rasch fortschreitenden idealisierenden Zeitalter mit seiner Verallgemeinerung der Religionsbegriffe vor allem am Leitstern des Evangeliums gegenüber Sektengeist und Fanatismus festzuhalten sei“, und läßt die konfessionelle Differenz als in der Mannigfaltigkeit der menschlichen Talente und Urteile begründet ruhig bestehen.

Im November 1818 gratulierte das Dresdener Konsistorium mit Betonung der Vereinigungspunkte, und der Zürcher Dank darauf im Januar 1819 rechnet zum bleibenden Gewinn der Jubelfeier mit das freundschaftliche Verhältnis der beiden Kirchen. Doch fehlt den beiden Schreiben jede Herzlichkeit. So beweist schon dieser Auftakt zur Schweizerfeier, daß alles Aggressive vermieden werden sollte, wobei man aber über die etwas engeknöpfte Betonung des eigenen Standpunktes nicht hinauskam, die nur zu oft zu jener wohlgemeinten

Toleranz, die hart an Mitleid grenzt, wurde, die Schriften und Reden charakterisiert, die auf konfessionelle Streitpunkte eingehen.

Schärfer und bestimmter schon lauteten die Meinungen über den zweiten Punkt, die Stellung zu den katholischen Mitbrüdern. Wenn auch der römische Stuhl selbst von seinem Verhalten gegen die Evangelischen nicht um einen Fuß breit abgewichen war — gaben doch die Zeitereignisse, das Wiedererscheinen der Jesuiten auch in der Schweiz den sprechenden Beweis, daß der Kampfkurs beigehalten werden sollte — so waren doch Anzeichen genug vorhanden, „daß auch im Schoße der katholischen Kirche die mündigen Söhne anfangen, ihre Mündigkeit zu zeigen.“ Umso eher war alles zu vermeiden, was Anlaß zu Unfrieden geben konnte, einmal um nicht der katholischen Kirche eine willkommene Waffe in die Hand zu drücken, aber auch, um sich als wirkliche Nachfolger Zwinglis in der Duldung zu bewähren — stand doch auch die katholische Kirche damals ganz anders da, als zur Zeit, da die Reformation einsetzte. Die Richtung ist verfolgt worden, wenn wir die Worte in Betracht ziehen, mit denen die Festfeiernden ihrer katholischen Mitbrüder gedenken, doch ist der Ton, in dem es geschieht, oft nicht frei von Selbstgefälligkeit, die statt versöhnlich, aufreizend wirken mußte. So kam es denn in der Tat zu einem katholisch-evangelischen Nachspiel, wenn auch dazu von den wachsamem Gegnern ein ganz anderer Punkt herausgegriffen wurde.

An dritter Stelle erst betonte die Synode die Wichtigkeit des Festes für das eigne Volk; im Verlauf der Feier bildete dies aber natürlicherweise den Mittelpunkt aller Betrachtungen. Und jeder Redner sah die Wichtigkeit von seinem individuellen Standpunkt aus. So geben die unzähligen Reden, Predigten, Festschriften, Kantaten und Gedichte ein buntes Bild aller Ideen, die die Festfeiernden bewegten, sei es, daß der zukünftigen Generation diese als Segnungen der Reformation warm ans Herz gelegt wurden, sei es, daß Gelehrte eindringlich zu Gelehrten sprachen und ihren Standpunkt durch reformatorische Beispiele erhärteten, sei es, daß die Gemeinde der Andächtigen bei dieser Gelegenheit in der richtigen Erbauung neu bestärkt und vom drohenden Abweichen in mystische Sektiererei abgehalten wurde. Eines aber charakterisiert alle Zürcher Veranstaltungen, die Festreden und Festschriften. Sind sie mit den Fehlern zu großer Subjektivität namentlich in ihren historischen Teilen reich gesegnet, so strömt durch sie doch auch jene Wärme, die nur persönliches Mit-

erleben ihnen geben konnte, und die die heterogenen Elemente, für den Moment wenigstens, zu einer Gemeinde zu vereinigen vermochte.

Die Vorbereitung und Durchführung der Zürcher Reformationsfeier von 1819 war durchaus Sache des Staates. Dem Kirchenrat lag es lediglich ob, der Regierung mit einem Programm an die Hand zu gehen und für die Durchführung der Einzelheiten zu sorgen. Der privaten Initiative war kein Raum gelassen. Die erste Anregung zur Feier ging denn auch von der weltlichen Obrigkeit aus durch Bürgermeister Reinhard an der Herbstsynode von 1817. Eine Spezialkommission des Kirchenrats besorgte die nötigen Vorarbeiten; und gleich wie die weltliche Gewalt die Sache der Kirche zur ihren machte, so fand sie wiederum ihre Stütze in dieser; denn Antistes Heß, der Senior der zürcherischen Kirche, betonte ausdrücklich, daß eine würdige Säkularfeier ebensowohl evangelische Pflicht, wie Sache des vaterländischen Freisinns sei. Das Bestreben aber, aus der Feier der zürcherischen Reformation ein wirkungsvolle einheitliche Kundgebung aller evangelischen Kirchen der Schweiz zu machen, scheiterte vollständig. Nicht mit Unrecht führt Zürich die etwas zurückhaltenden Antworten der Kirchenräte der evangelischen Kantone auf seine Einladung zu einer gemeinsamen Feier auf Berns ablehnendes Verhalten zurück, das seit der Angliederung des Juras zu den paritätischen Kantonen zählte. Es sah in einer gemeinsamen Feier eine gewisse Herausforderung, die dem Freisinn mehr schaden als nützen konnte. Deutlich zeigte sich eine Abneigung, eine stärkere politische oder kirchliche Vereinigung der verschiedenen Landesteile mit der Reformationsfeier zu verbinden. Genf, Neuenburg und Bern hielten an ihren historischen Daten der Reformation mit Betonung fest. Ganz allgemein war die Meinung, man hätte es gar nicht nötig, wie im Nachbarstaat, der etwas unglücklich als Beispiel aufgeführt worden war, „aus allem eine politische Kundgebung zu machen, da die Stimmung bei uns eine andere als dort, wo man noch auf Freiheit wartete, während das Volk in der Schweiz hat, womit es zufrieden ist.“ Auch eine Besprechung an der Tagsatzung im Juli 1818 unter Reinhards Führung brachte kein anderes Resultat, als daß wenigstens die Nord- und Ostschweiz in ihren evangelischen und paritätischen Teilen an der Feier teilnahmen, zwar nicht so einheitlich wie Zürich gewünscht hatte, am ersten Januar, aber doch wenigstens am dritten.

Alle in Frage kommenden Regierungen erließen ihre detaillierten Mandate über die Festfeier an Geistlichkeit und Gemeinde: Das Zentrum

der Reformation, Zürich sachlich selbstverständlich, Basel etwas mehr auf den Gefühlston gestimmt, Appenzell A.-Rh. schon vorsichtiger, lediglich dem Zürcher Beispiel folgend. Im St. Galler Mandat spielt bereits das Verhältnis der Konfessionen, die Betonung, jede Herausforderung zu vermeiden, eine größere Rolle, ähnlich in den paritätischen Kantonen Graubünden, Glarus und Thurgau, wie auch in der Waadt, die zum größeren Teil reformiert, mitfeierte, aber doch auf ihre katholischen Nachbarn Rücksicht nehmen wollte. Am behutsamsten ging die aargauische Regierung vor, die eine Extrafeier sogar ausdrücklich verbot und lediglich in ungedrucktem Zirkular durch die Vorschrift des Textes, Hebr. XIII, 7: Gedenket eurer Führer, für den Gottesdienst am 3. Januar die Grenzen angab, innert denen sie das Fest gefeiert wissen wollte. So hat der lakonische Bericht der Zürcherzeitung nicht unrecht „daß die aargauische Regierung ‚erlaubt‘ habe, die Reformation in der Sonntagspredigt zu erwähnen.“ Nur inoffiziell, aber doch nicht selten, wurden Meinungen laut, wie „solche Festtage erwecken und erfrischen die entschlummerten sich selbst vergessenden Gemüter auf's neue. Tragen unsere katholischen Mitbrüder wohl das geringste Bedenken, solches zu tun, warum sollen wir mit unzeitigem, in so heiliger Sache übel angewandtem Zartgefühl blöde sein?“

So feierten schließlich lediglich mit einer Festpredigt am 3. Januar Aargau und Thurgau, Waadt mit etwas erweiterter Liturgie, ebenso Appenzell, das die Initiative den einzelnen Gemeinden überließ. In Glarus schloß sich an den Festgottesdienst eine Jugendfeier an, und auch das kleine Wildhaus ließ es sich nicht nehmen, seinen großen Sohn zu feiern. Daß die Basler Feier, die am 3. und am 10. Januar eine warme Kundgebung evangelischer Überzeugung wurde, war natürlich, und dort etwa vorkommende Ausfälle gegen die Katholiken gingen in der Feststimmung unter. Erfreulich ist der harmonische Verlauf des Festes für Kirche und Schule in St. Gallen, wo das Gleichgewicht der Konfessionen stets ein sehr labiles war. Besonders eindringlich aber feierte das paritätische Graubünden, wo sich beinahe die Verse Alexander Vinets bewahrheiteten, der in seiner Festhymne wünscht, qu'un jour dans nos républiques, protestants et catholiques, réunissent leurs autels; allerdings durften sie dort nicht von dem Wunsch begleitet sein, den ihnen die Zürcherzeitung bei der Rezension mit auf den Weg gab: „Es geschehe — nicht also!“

Mit besonderer Genugtuung konstatierte die Zürcher Synode die lebhafteste Teilnahme und tiefe Wirkung, die in Schaffhausen, das wie

Zürich am 1. Januar feierte, von dem Reformationsfest ausging. Gerade in diesem Kanton hatte schon jene als Sektiererei verpönte mystisch phantastische Richtung, die auf die Tätigkeit der Frau v. Krüdener zurückgehend, später als „Erweckung“ über einen großen Teil der Schweiz sich verbreitete, festen Fuß gefaßt. Man befürchtete ein sehr schwaches Interesse an der Säkularfeier, die den überschwänglichen Phantasten bei der rationalistischen Grundstimmung von Seiten der offiziellen Geistlichkeit nicht genug bieten mochte. Daß das Gegenteil eintraf, war nicht zum mindesten den wirklich warmen Festpredigten der Schaffhauser Prediger zu verdanken, wie der guten Vorbereitung auf den tiefen Sinn des Festes durch die historischen Schriften des Steiner Pfarrers Kirchhofer.

Auch in Zürich, in Stadt und Land hatte diese mystische Bewegung bereits um sich gegriffen, und so ließen seine Geistlichen und Gelehrten, nun sie zur Festfeier die Gemeinde so zahlreich versammelt hatten, die Gelegenheit nicht vorübergehen, „das Sektenwesen, das Apostel wie Böhme auf den Thron setzt“ in ihren Reden zu geißeln und Zwingli dafür als Kronzeugen anzurufen, lag doch der Vergleich mit den Wiedertäufern sehr nahe. Immerhin waren der ganzen Sachlage nach diese Bemerkungen mehr gelegentlich, eine Art Vorbeugung gegen ein drohendes Übel — außer in Basel und Schaffhausen, die ganz deutlich auf diesen Ton gestimmt waren —. Wohl aber wirkte die ganze Geistesrichtung, in der die Feier begangen wurde, als tatsächliche Opposition gegen diese Strömung. So konnte die Herbstsynode von 1819, gerade wie sie trotz der Vermeidung einer offiziellen einheitlichen Feier einen wärmern Kontakt wenigstens unter den einzelnen Vertretern der evangelischen Kirchen der verschiedenen Landesteile konstatierte, mit Recht auf die segensreiche Wirkung der Reformationsfeier dem Mystizismus gegenüber hinweisen.

Eine gewisse Lauheit der Säkularfeier gegenüber, namentlich auf dem Lande, das stark rationalistisch orientiert war, verhehlten sich die Veranstalter der Festlichkeiten auch in Zürich nicht. Umso nötiger war es, die Feier würdig vorzubereiten, die Bedeutung der Reformation ins rechte Licht zu rücken. Genug waren darüber in völliger Unkenntnis, vielen mangelte das Interesse, andere brauchten bloß in die rechte Bahn gelenkt zu werden. Vor allem aber galt die Vorbereitung jenen Skeptikern oder den Phantasten, die glaubten, daß ihnen die reformierte Kirche nichts mehr oder zu wenig zu bieten habe. Die Regierung

eröffnete dem Kirchenrat zur wirksamen Unterstützung seiner Tätigkeit einen Kredit von 200 bis 300 Louis, die verwendet werden sollten zum Druck von Festgesängen und Gebeten und einer Vorbereitungsschrift, sowie zur Prägung einer Denkmünze. 100 Louis wurden bei diesem Festanlaß der Bibelgesellschaft als Geschenk überwiesen.

Die Vorbereitung auf die Festzeit geschah allgemein von der Kanzel herab. Dazu hatte Pfarrer Andreas Keller ein Schema von Vorbereitungspredigten, das vor allem dogmatische Punkte behandelt, aufgestellt. Ein ähnliches Schema, jedoch ganz den historischen Standpunkt betonend, gab Pfarrer Salomon Vögelin, den glücklichen Mittelweg dazu fand Chorherr Orell. Selbständig ging Pfarrer Geo. Geßner vor, der seine mustergültigen, historisch gutfundierten und in gefällige Form gekleideten Erbauungspredigten über die Geschichte des Christentums „Schicksale der Wahrheit unter den Menschen“ veröffentlichte.

An ein weiteres Publikum wandte sich Salomon Heß, Pfarrer am St. Peter mit seiner Schrift „Ursprung, Gang und Folgen der durch Ulrich Zwingli in Zürich bewirkten Glaubensverbesserung und Kirchenreform“ und einem Auszug daraus für die Jugend: „Das Reformationsfest“. Beide wurden mit der Unterstützung der Regierung dem Publikum billig zugänglich gemacht, 15 000 Exemplare an die Repetierschüler verteilt, die umfangreichere Schrift der Synode, dem Kantonsrat und der Lehrerschaft geschenkt. Fließend geschrieben, gab sie ein dem damaligen Stand der Forschung entsprechendes, einfaches und verständliches Bild der Kirchengeschichte, der Reformation und ihrer Wirkungen bis auf die Gegenwart mit sorgfältig ausgearbeiteten Zeittafeln, die allerdings in die Chronologie der reformatorischen Ereignisse noch nicht volle Klarheit brachten. Wie der Verfasser selbst betont, soll es ein Erinnerungswerk sein zum Zeugnis, wie der Zweck der Reformation bei den Nachkommen sich erfüllt, und von diesem Standpunkt aus ist es ihm unter der Hand zum Spiegelbild der Gegenwart geworden. Immerhin erfüllt es in weit höherem Maße die Anforderungen, die an ein historisches Werk gestellt werden, als ein späterer Nachzügler der Festliteratur aus derselben Feder, eine Lebensbeschreibung der Gattin Zwinglis, Anna Reinhart.

Pfarrer Zimmermann hielt seine Vorbereitungsschrift: „Die Reformation und ihre gesegneten Folgen“ in katechetischer Form. Es ist eine kurze Reformationsgeschichte, Fragen und Antworten mit eingestreuten Bibelstellen, wohl geeignet, die Jugend mit der Materie

bekannt zu machen, während ein ähnliches Schriftchen mit gleichem Zweck, von Pfarrer Müller zu Embrach, „Katechisationen über das Reformationsfest 1819“ nicht einmal den damaligen Ansprüchen an Innehaltung der historischen Wahrheit genügten.

Auch andere Kantone lieferten historische Vorbereitungsschriften. So schilderten Oberhelfer Burckhardt die Basler, Leonhard Truog und J. C. Orelli die bündnerische, Pfarrer Scheitlin nicht gerade geschickt die st. gallische Reformation. Viel ansprechender und tiefgehender ist Pfarrer Fels in seinem „Denkmal schweizerischer Reformation“, das Zwingli, Oekolampad und Vadian nebeneinanderstellt. Das Winterthurer Wochenblatt machte in einigen Nummern in gedrängter Kürze seine Leser mit den wichtigsten Ereignissen der lokalen Entwicklung seiner Kirche bekannt. Auch Wildhaus kam in zwei Festgaben zu Ehren, einer etwas verunglückten poetischen Inschrift für die Zwinglihütte und einer anziehenden Beschreibung von Zwinglis Geburtsort durch Pfarrer Franz in Mogelsberg. Etwas abliegend, aber doch zur Feier der Reformation verfaßt, ist ein Lebensbild von Georg Heinrich Werndli, dem Vorsteher der malayischen Kirche in Ostindien. Eine poetische Gabe spendete J. J. Pestalozzi mit seinen Bildern aus Ulrich Zwinglis Leben, in denen nur zu oft der warme Ton gestört wird durch die gekünstelte und darum nicht immer gelungene Form der Verse.

Alle diese Werke haben mehr oder weniger die historische Schilderung der Reformation zum Vorwurf, bleiben aber samt und sonders in der eigenen Zeit stecken. Sie kommen nicht über die landläufige Vorstellung hinaus, die sich die damalige Zeit von der Reformation und ihrem großen Vertreter Zwingli machte. Wohl zeigt sich ab und zu das Bestreben, auf zeitgenössische Quellen zu greifen, doch werden sie subjektiv ausgebeutet. Da es alles Pfarrherren sind, die die Materie behandeln, ist es begreiflich, daß dem kirchlichen Reformator das Hauptinteresse geschenkt wird. Nur selten findet sich eine Würdigung auch des Staatsmannes und damit der politischen Bedeutung der Reformation. Ein einziges Werk befaßt sich eingehender damit. Es ist Salomon Hirzels „Über die Verdienste der Obrigkeit von Zürich um das Werk der Glaubensverbesserung“, dessen rhetorische Form aber seinem historischen Werte Abbruch tut. Eine Illustration zu diesen historischen Bearbeitungen bildet eine zeitgenössische Quellenausgabe: Zwinglis Werke im Auszug von Sal. Vögelin und L. Usteri herausgegeben, waren bereits im Erscheinen begriffen. Heute stellt man andere An-

forderungen an eine Quellenedition. Immerhin will die Ausgabe nicht mehr sein als ein Auszug nach dem Grundsatz, „daß ein großer Mann am besten sich selbst in seinen Werken schildere“.

So war der Boden wohl vorbereitet für eine würdige, eindrucksvolle und nachhaltige Feier. Unter diesen Einflüssen wurde sie zu einem warmen Appell an die Jugend, die Errungenschaften der Vorfahren zu wahren, zu einer ernsten Würdigung der durch die Reformation fest fundierten Freiheit, der durch keine Autorität gehemmten Forschung nach der Wahrheit unter den Gelehrten, „die in dem erleuchteten Zeitalter erst vermögen den großen Mann völlig zu verstehen, sein Verdienst und seine Lehre mit Ruhe zu würdigen, in einem Zeitalter, das staunt, daß vor Jahrhunderten schon jemand dachte, wie es denken zu können sich freut und in den Edeln der Vorzeit den Geistesverwandten ehrt“, zu einer tiefgehenden Erbauung und Stärkung im Glauben der ganzen evangelischen Gemeinde, deren rege Beteiligung bewies, wie tief das religiöse Gefühl im Volke verankert war.

Die Feier der Gelehrten-Gesellschaft auf der Chorherrenstube bildete in Zürich den bedeutungsvollen Anfang des Festes. Die Rede „Über den Geist der Glaubensverbesserer“, die Chorherr J. Heinrich Bremi dort am 28. Dezember hielt, ist vielleicht das Wertvollste, was während der Reformationsfeier zutage kam. Er sucht die Reformation in einen geschichtlichen und geistigen Zusammenhang einzuordnen. In der Gegenwart findet er ihren Geist neu belebt, da sie von denselben Ideen getragen, wie die Zeit der Glaubensverbesserung. So feiert er mit der Bibelforschung und der Toleranz Zwinglis das eigene aufgeklärte Zeitalter und dessen wissenschaftliche Forschung, „nach der eine Wahrheit der andern gegenüberstehen kann, wo die Vernunft eines jeden die gleichen Rechte hat, und wo jeder dem obersten Richter Verantwortung, dem Bruder aber Belehrung und Duldung schuldet“. Doch verkennt er auch nicht die Schranken, die der menschlichen Vernunft gesetzt sind, die sich nicht über die göttliche erheben, sondern die gefundene Wahrheit heilig halten soll. Mit Zwinglis eigenen Worten aber verdammt er jene, die die Vernunft verhöhnern, die die „Erleuchtung“ über alles setzen, dabei aber „in dumpfem Empfinden umhertappen und die tollsten Geburten der Unvernunft ausbrüten“.

In würdiger Fortsetzung dieses Auftaktes feierte Zürichs gelehrte Welt, die alte und junge Generation, mit ihren Gästen am 31. Dezember in einem Festakt in der Französischen Kirche. Auf Zürichs Aufforde-

nung nahm der preußische Gesandte v. Gruner — es wurde damit zugleich die Union dokumentiert — mit seinem Begleiter Hauptmann v. Arnim am Feste teil. Bern war vertreten durch den Theologieprofessor Samuel Studer in Begleitung von Prof. Lutz und Wyß und neun Studenten. Genf schickte Gideon Robin und Franz Du Ferney. Das greise Oberhaupt der zürcherischen Kirche, Antistes Heß, eröffnete vor der auserlesenen Hörschaft die lange Reihe der Festreden mit einer formvollendeten lateinischen Ansprache: „Emendationis sacrorum beneficium immortale“. Warm legte er der jungen Generation darin die segensreiche Wirkung der Reformation ans Herz, die er schildert als „das Übergehen von theologischen Nichtigkeiten und unfruchtbarem Wortstreit zu einem lebendigen geistigen Christentum, das Aufhören aller unchristlichen Verketzerung Andersdenkender, eine größere Einfachheit in der Auslegung und Verkündigung der Lehren und Gebote der Religion, die Bibelverbreitung, verbesserten Schulunterricht und das Aufwachen des Wohltätigkeitssinnes“. Er läßt die Religion selbst zu den Studenten sprechen und sie ermahnen, durch eifriges Forschen sich bald von den Führern unabhängig zu machen, und berührt zum Schluß den Streit der beiden theologischen Richtungen der Rationalisten und Supranaturalisten, die er beide auf ihr gemeinsames Fundament, die Bibel, verweist.

Die Studenten des Carolinums hatten schon ein paar Monate früher Zwingli durch eine Totenfeier mit Reden und Gesängen geehrt; um jeden Anstoß bei den Katholiken zu vermeiden, am 11. Oktober, dem Datum des Todestages alten Stils, und nicht in Kappel, sondern bloß im Sihlwald, wo zwei St. Galler Studierende zu der Schar stießen, die mit ihren Professoren zu Fuß hinausgezogen war. Die ungekünstelte Wärme, mit der die Studenten ihrer Begeisterung freien Lauf ließen, bewies, „daß der innere Drang die Jugend dahin geführt und daß die neue Finsternis androhenden Zeichen der Zeit, bei ihnen einen edeln Unwillen und den heilsamen Entschluß erzeugt haben, nur um so eifriger für Licht und Recht zu kämpfen“, und den besorgten Zeitgenossen gab die Feier neuen Grund zu hoffen, „daß auch fernerhin Plato und Cicero, mitunter auch Lucian in ihren Mauern in größerm Ansehen stehen werden, als die Jakob Böhme und Swedenborge“.

Am 2. Januar fand das eigentliche Schulfest statt. Da versammelten sich in der Großmünsterkirche die Schüler des Gymnasiums, der Institute der Gelehrten, der Kunst- und Bürgerschule, alle Räte,

die Geistlichkeit und Lehrerschaft der ganzen Stadt. Magister Ulrichs lateinisches Festprogramm erläuterte den Zweck der ganzen Feier und sah ihre zu erhoffende Wirkung in diesen Zeiten des Friedens, da die Gemüter sich über frühere Streitpunkte nicht mehr ereifern — die Union und der Abendmahlsstreit sind Beispiele — darin, daß die junge Generation doch noch den Mut finde zu den nötigen Verbesserungen, denn das Werk ist noch nicht vollendet. Im Geiste der Toleranz soll es seinen Fortgang nehmen, so wie jetzt gefeiert wird mit berechtigter Freude über das Erreichte ohne Andersgläubige zu verletzen. Joh. Jac. Ochsners lateinisches Saeculargedicht bildete die gelehrte Beilage zu dem programma saeculare. Jenen, die es verstehen konnten — das waren zwar vielleicht nicht sehr viele — bot es eine bunte Menge rationalistischer Gedanken in antikem Gewande. Eine Festkantate, von Pfr. Geßner verfaßt und Naegeli komponiert, leitete die Feier ein. Dann richtete Rektor Schinz warme Worte an seine Zöglinge, warnte sie vor allem vor jener Skepsis, die alles verwirft, was nicht mit der Vernunft zu erfassen ist, gleichermaßen aber auch vor der Religionsschwärmerei und zeigte am Beispiel des Protestantismus, wie der Wert jeder Religion in ihrem Einfluß auf die sittliche und geistige Bildung der Menschen zutage tritt. Hatte Chorherr Bremi in seiner ersten Rede die Freiheit der Forschung in den Mittelpunkt gerückt, so trat er nun der Jugend in seiner „herzandringenden“ Rede mit einer Warnung gegenüber, zur rechten Zeit schweigen und reden zu lernen, sich zu hüten vor dem Jagen nach dem Neuen, das heute stürzt, was gestern vergöttert worden, diesem Grundübel der Gegenwart. Reine Wahrheitsliebe ist das Fundament, auf das sich die wirkliche Nachfolge der Reformatoren gründet. In diesem Sinne ließ er des Reformators eigene Worte zu den Herzen der Schüler sprechen.

Wie am Anfang der wissenschaftlichen Feiern eine Rede stand, die zum Besten gehört, was das Jubiläum gezeitigt, so bildete den würdigen Abschluß bei der Eröffnung des Schuljahrs am 5. Januar Prof. Joh. Schultheß' Ansprache an die Zöglinge des Carolinums: *De summa necessitudine eruditionis doctrinae et scientiae cum vera religione condenda, reparanda, tuenda.* Wissenschaftliche Bildung ist nötig, um den unrichtigen Begriffen auf religiösem Boden zu begegnen und neues Licht zu verbreiten. An Hand von reichem kirchenhistorischem Material erbringt er den Beweis, daß je und je die mit der Zeit fortschreitende Wissenschaft zur echten Erkenntnis und Verehrung Gottes

beigetragen, das Gegenteil aber zu Aberglauben und Irrtum führte. Aus dieser Quelle muß schließlich auch eine gänzliche Vereinigung der Protestanten hervorgehen, die über Luther, Zwingli und Calvin hinaus einzig zum Evangelium führt. Den zürcherischen Theologen, die in diesem Sinne gewirkt, werden jedem nach Verdienst ihre Kränze gewunden, die Siegeskrone aber Antistes Heß, dem letzten Amtsnachfolger Zwinglis, zugesprochen. Es ist nicht der einzige Fall, daß eine Festrede in ein Lob auf den verehrten Antistes ausklingt, so daß sich die Jubelfeier geradezu zu einer persönlichen Ovation für ihn gestaltete; kamen ihm doch auch von außen Ehrungen zu, wie Doctordiplome von Tübingen, Jena, Kopenhagen und die goldene preußische Reformationsdenkmünze, eine Ehre, die er übrigens mit Prof. Schultheß teilte.

Der zürcherischen Jugend wurde die Feier der Reformation auch durch bleibende Andenken ins Gedächtnis geprägt. Es war eine offizielle Denkmünze hergestellt worden. In Dukatengröße zeigt sie Zwinglis Bild mit Umschrift und eine auf das Fest bezügliche Inschrift im Revers. Sie ist das Werk des Winterthurers Aberli. In Silber geprägt wurden sie den untern Klassen und Landschulen verteilt, für welche der lateinische Revers durch einen deutschen ersetzt wurde. Der Heilbronner Bruckmann lieferte eine ähnliche Medaille, ohne Umschrift, mit lateinischem Revers, für die höhern Klassen. Winterthur prägte eine eigene Münze, jedoch mit gleichem Avers, ebenfalls durch Aberli hergestellt. Allgemeine Verbreitung fanden kleine Denkpfeunige gleicher Prägung. Aberlis Münze in Silber wurde den Mitgliedern der Synode als Geschenk, die goldene als besondere Ehrung an Antistes Heß überreicht. Zwinglibilder erschienen auch auf Dosen, Tassen und Schmuckstücken, und in rührender Aufdringlichkeit schickten Stuttgart und Nürnberg Büsten und Bilder zum Schmuck der Festräume, „wovon aber kein Gebrauch gemacht wurde“.

Die Zürcher Neujahrsblattgesellschaften verdoppelten dies Jahr ihre üblichen Gaben an die Jugend. Alle fügten ihren Neujahrsstücken, die bei einigen auch reformatorische Themata behandelten, je einen Stich mit erklärendem Text bei über irgend eine Denkwürdigkeit aus der Reformationszeit. Den zusammenfassenden Text dazu bildete das Neujahrsstück der Gelehrten Gesellschaft der Chorherren mit Aspers Zwinglibild in Reproduktion, eine kurze, aber prägnant und anschaulich für das jugendliche Verständnis zusammengefaßte Zwingli-biographie von J. J. Horner. Sie klingt aus in die auch heute wieder

beherzigenswerte Mahnung an die Schweizerjugend, mit der von der Natur der Schweiz gegebenen Aufgabe sich zu bescheiden, unabhängig von den täuschenden materiellen und geistigen Lockungen des Auslandes, so wie Zwingli gelehrt, wofür er gestorben, aber schließlich doch den Boden geebnet habe, „denn er war ein redlicher Eidgenoß“. Dem Vorsteher der Kunstgesellschaft, Ratsherrn Martin Usteri, war das Zustandekommen dieses Zwingligedächtnisstückes zu verdanken. Text und Bilder sind später, zu einem Bändchen zusammengefaßt, im Buchhandel erschienen und boten so einem weitem Publikum auch des Auslandes eine willkommene Illustration der schweizerischen Reformation. Neben dem Asperschen Zwinglibild, von Eßlingers Hand gestochen, führen die Bilder an bekannte Zwinglistötte. Von Hegis kundiger Hand radiert, zeigen sie die Zwinglihütte — oder eigentlich besser das Zwinglihaus — denn es sieht stattlich aus in der Toggenburgerlandschaft, überragt vom Säntis, und das Schlachtfeld von Kappel mit einem Ausblick auf die Kirche von dem Platz aus, wo später an Stelle des Zwinglibaums das Denkmal errichtet wurde. Die Stätte der Wirksamkeit Zwinglis, das Großmünster, ist wiedergegeben nach dem zeitgenössischen Tafelgemälde Hans Leus, jetzt im Landesmuseum. Dazu gesellt sich eine Hegische Radierung: Zwinglis Abschied vor der Schlacht bei Kappel, alles Blätter von künstlerischem Wert, während eine andere Szene, Zwinglis Predigt während der Disputation in Bern von Martin Usteri, über naive Anschaulichkeit nicht hinauskommt. Auch Zwinglis Waffen ist ein Blatt gewidmet, die umgeben von einem Eichenkranz abgebildet sind, so wie sie in der damaligen Überlieferung lebten; die seither im Landesmuseum aufgestellten Originale zeigen, daß der Phantasie viel Spielraum gelassen worden war. Eine Tafel faßt alle bis zur Jubelfeier von 1819 geprägten Zwinglimedaillen zusammen, und eine letzte gibt von C. A. Hegi sorgfältig gestochene Schriftproben von Zwinglis Hand, sein Wappen, seine Unterschrift, eine Textstelle aus der *Christianae fidei expositio*, eine deutsche Briefstelle und die Nachschrift aus Zwinglis Kopie der Paulinischen Briefe. Zwar erstaunlich exakt kopiert in der Form der Buchstaben, geben sie doch nicht das getreue Bild des Originals, da die Zeileneinteilung nach dem ästhetischen Empfinden des Stechers beliebig geändert ist. Immerhin ist dieses stattliche Neujahrsstück inhaltlich und formell eine für jene Zeit ansehnliche Leistung, wohl geeignet zur Anregung zu weiterem Ausbau und Durchführung in einem Jubiläumswerk für 1919.

Auch einzelne andere Neujahrsstücke nahmen in ihrem Inhalt Bezug auf das Jubeljahr. Einen Eßlinger-Stich nach Zeichnung Usteris bot jenes der Bibliotheksgesellschaft: Zwingli's Predigt in Monza vor der Schlacht bei Marignano, und gleichermaßen noch das von 1820, das jene Szene schildert, wie Myconius die ihm überbrachten Reste des Herzens Zwingli's in den Rhein wirft, im begleitenden Text von J. J. Stolz ein nicht gerade gelungener Versuch, die historische Wahrheit aus der sagenhaften Überlieferung herauszuschälen.

Den Segen der Reformation für die Naturwissenschaften betont die Naturforschende Gesellschaft, die ihren großen Vertreter Conrad Geßner in Wort und Bild der Jugend vor Augen führt. Die Geschichte des Stiftes Embrach und des Klosters Töß, die Winterthurer Neujahrsblätter von 1819 und 1820, fügen sich ebenfalls in diesen Zusammenhang, wie eine anschauliche Schilderung des Klosters Königsfelden, im Brugger Neujahrsstück. Die Hilfsgesellschaft feierte in ihrem Neujahrsblatt nicht so sehr die Glaubens- als die Lebensverbesserung als segensreiche Folge der Reformation. Joh. Schultheß schildert die menschenfreundliche Tätigkeit der Reformation, die durch die Aufhebung der Klöster allerdings dringend notwendige neue Regelung der Armenverhältnisse. Nicht immer im Geiste der anfangs stark betonten Unparteilichkeit führt er die bürgerliche und geistige Freiheit auf die Reformation zurück. Sich auf die Reformatoren stützend, kommt er zu einer zeitgemäßen, echt schweizerisch bodenständigen Lebensmaxime: „nach Erkenntnis und eigener Überzeugung handeln, eingedenk wohin man strebe, wissend worauf man traue und baue“. Zur selben Zeit erschienen, aber separat steht eine Festschrift der Hilfsgesellschaft von J. J. Ott über das Heiliggeist-Hospital in Zürich, eine Schilderung der Entstehung, des Werdegangs und Wirkungskreises sowie der Hilfsquellen des Spitals als segensreiche Folge der Reformation, mit einem warmen Appell an die weitere Unterstützungsfreudigkeit der Bürgerschaft. Es ist recht eigentlich eine Werbeschrift, die klug die allgemeine Reformationsstimmung zu benützen wußte, um die Freigebigkeit auf ihre Seite zu lenken.

So fügen sich all diese wissenschaftlichen Publikationen mit den akademischen Reden und Gelegenheitsschriften zu einem bunten Kranz zusammen, und nach zeitgenössischem Urteil bekunden sie sattsam, „daß der Sinn und Geist der Glaubensverbesserer, die Achtung für das Heilige und Göttliche, eine geläuterte Ansicht der Religion

und mit ihr verwandter Dinge dazu eine vertraute Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum und endlich die altschweizerische Freimütigkeit und beharrliche Treue an einmal erkannter Wahrheit bis jetzt noch nicht von Zürichs Mauern gewichen sei“<sup>1)</sup>).

Ebenso intensiv wie wissenschaftlich wurde der Reformationsgedenktag kirchlich gefeiert. Da klangen die Glocken des ganzen Zürichbiets in einem Sinne zusammen. Vom 31. Dezember bis 3. Januar war in täglichem Gottesdienst reichlich Gelegenheit, der Bedeutung des Festes zu gedenken. Am 31. Dezember waren es würdige Vorbereitungspredigten, am 1. Januar die eigentlichen Festreden. Der 2. Januar war auf das Verständnis der Jugend gestimmt, und am 3. wurden die altüblichen Neujahrsgedächtnisse nachgeholt.

Die Wärme und Innigkeit der offiziellen Festgebete läßt auf Antistes Heß als Verfasser schließen. Die Kirchenlieder, nach bekannten Melodien, die in der Reformation vor allem den Anfang des Lichtes der Wahrheit besingen, waren schon zeitig gedruckt und in 40000 Gratisexemplaren dem Publikum in die Hand gegeben worden. Man erhoffte davon eine würdige Feier auch im gesanglichen Teil, was nicht ganz selbstverständlich war, und mit Genugtuung konstatieren die Festbeschreibungen, daß der Zweck erreicht wurde; denn die allgemeine Teilnahme am Fest äußerte sich auch befriedigend „in der von so vielen verkannten Kraft unseres Kirchengesanges mit großer Lebhaftigkeit“. Leider wurden allem Anschein nach durchgehends den kernigen Zwingliliedern zeitgenössische Produkte vorgezogen. Ansprechender als die offiziellen Gesänge, weil wärmer, wenn auch immer noch rationalistisch genug, wären jene gewesen, die Heß, Geßner und Hanhart in Winterthur geschrieben und Naegeli komponiert hatte.

Die Predigten selbst stellten ohne Ausnahme an die Geduld und die Aufnahmefähigkeit der Gemeinde große Anforderungen. Für unsere Begriffe sind sie alle sehr lang, ohne daß der Inhalt diese Länge vergessen ließe. Im ganzen stark rationalistisch, findet aber doch schließlich jede den Ton zum Herzen; die Sprache ist, wenn auch oft mit

---

<sup>1)</sup> Es ist unmöglich, in dem engbegrenzten Rahmen dieser Schilderung der Jubelfeier auf die ganze Festliteratur einzeln einzugehen. Ich verweise für weiteres auf Finslers Zwingli-Bibliographie, die beinahe hundert darauf bezügliche Nummern enthält, sowie auf die beiden Bearbeitungen: J. J. Hottinger, Rückblick auf die 3. Säkularfeier der schweizerischen Glaubensverbesserung (S.-A. Schweiz. Monatschronik von 1819), und G. Finsler, Protokoll der Synode der zürcherischen Geistlichkeit 1884.

Wendungen geschmückt, die stark an Vorbilder des klassischen Altertums erinnern, einfach. Aber die meisten Predigten leiden, im Gegensatz zu den Festreden, an einer gewissen Allgemeinheit. Sie mag herühren von dem Bestreben, die Reformation mehr historisch als konfessionell zu werten, eingedenk der Warnung, die Andersgläubigen nicht unnötig zu reizen, und zudem sollte an diesem Tage auf der Kanzel das Verbindende der verschiedenen internen theologischen Richtungen, nicht deren Streitpunkte zu Worte kommen. Rationalisten und Orthodoxe trafen sich in dem Grundton, auf den die Predigten gestimmt waren: Der Segen der Reformation beruht in der Rückkehr zur Bibel, zur Lehre Jesu; Freiheit des Glaubens im Geiste der Bibel ist ihr großes Erbe. Für den Jugendgottesdienst übte die Peterskirche die größte Anziehungskraft. Für die Erwachsenen bildete den Mittelpunkt die Predigt von Antistes Heß am 1. Januar im Großmünster, wo der Greis mit jugendlicher Begeisterung seiner Gemeinde Zwinglis erstes Auftreten an diesem Platze schilderte, die Predigt hielt, wie sie Zwingli damals gehalten haben mochte, ein Unternehmen, das seiner Phantasie alle Ehre macht. Wirklich historisch fundiert dagegen war die Predigt Pfarrer Meiers, die authentische Zwingliworte wiedergab; die übrigen standen durchwegs auf dem Boden einer frohen Festfreude und einfacher Erbauung und boten den überaus zahlreichen Hörern viel „väterlich Ermunterndes, männlich Kraftvolles und Tiefgedachtes“.

Auch die gesellige Seite einer solchen Festzeit kam nicht zu kurz. Eine ruhige, stille Feier verlangte zwar das Mandat, und so waren alle üblichen Silvester- und Neujahrsunterhaltungen verboten und auch wirklich unterlassen worden. Allgemeine Ruhe und Stille heiligte die Festtage. Prächtiges Wetter gab ihnen eine spezielle Weihe. Die ruhige Geselligkeit aber kam schon in den ersten Tagen zum Wort. Abends versammelten sich die fremden Gäste bei ihren Freunden der Gelehrten Gesellschaft zu zwangloser Unterhaltung; die Zürcher Studenten boten den Bernern Gastfreundschaft.

Die rechte Fröhlichkeit und Zürcher Festfreude aber kam am 4. Januar zu ihrem Recht. Die Stadt ließ sich ihren altgewohnten Berchtoldstag nicht nehmen, der um zwei Tage verschoben, im alten Rahmen gefeiert wurde und die reichen Neujahrsstücke brachte. Auf diesen Tag waren auch die fremden Gäste, die Kirchen- und Staatshäupter zum Festmahl in Bürgermeister Reinhardts Haus geladen. Zwingli und sein weltlicher Mithelfer Bürgermeister Röst, deren Bilder

die Wände des FestsaaIs schmückten, kamen dabei nochmals zu Ehren. Und nachdem Prof. Schultheß' Rede an der Eröffnungsfeier des Schuljahres die Reihe der offiziellen Reden abgeschlossen hatte, fanden sich alle Festfeiernde am 6. Januar — ein neuer Genfer Abgeordneter, Pfarrer Fels von St. Gallen und Schuler von BötZberg hatten sich auch noch eingefunden — nochmals in einer freien Vereinigung, und so klang das Fest aus in Staatsrat Usteris Toast auf „das freie kühne Forschen, das zur Wahrheit führt, wenn es mit Liebe verbunden ist“.

Die Stadt Winterthur feierte in ähnlichem Rahmen wie Zürich und ganz im gleichen Sinne. Für die Landschaft war von der Regierung ein spezielles Mandat erlassen worden, in etwas vereinfachtem Rahmen. Die offiziellen Predigttexte, Gebete und Gesänge gaben der Feier dasselbe Gepräge wie der städtischen. Für das Jugendfest war den einzelnen Gemeinden freier Spielraum gelassen, und so bot eine jede, was ihr am angemessensten schien. Mancherorts wurde aus den Vorbereitungsschriften vorgelesen, einzelne Gemeinden gingen mehr auf ihre Lokalgeschichte ein, neben der offiziellen Denkmünze wurden Zwinglibilder zum Andenken verteilt, und überall kam die Kirchenmusik zu neuen Ehren. Der zusammenfassende Bericht des Kirchenrats über alle festlichen Anlässe liefert den Beweis, daß überall mit bestem Willen das Fest vorbereitet und nach Kräften durchgeführt wurde und eine nachhaltige Wirkung hinterließ. Auch in den Grenzorten verlief es ohne die befürchteten Reibungen mit den Katholiken, mit der einzigen Ausnahme Ottenbach, wo die aus der Kirche Kommenden geschmäht worden sein sollen.

In Tat und Wahrheit war vor und während der Festzeit das Verhältnis zu den Katholiken nicht so ungetrübt wie manche optimistische Rede vermuten ließe. Daß die Katholiken den Tag der Reformationsfeier, ohne auf der Kanzel seiner zu gedenken, vorbeigehen lassen würden, war nicht zu erwarten. Daß es polemisch geschah, ist nur natürlich. Der Hauptvorwurf, der den Reformierten dabei gemacht wurde, ist der, daß sie die Toleranz im Munde führen, durch die Festfeier aber den Beweis des Gegenteils liefern. Pfarrer Boßhard in Zug redete aggressiv, wenn auch gemäßigt, über den Glauben an die Eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Ein zweiter Zuger Pfarrer bewies seiner Gemeinde in beredten Worten, daß jener Weg zum Heil unfehlbar, auf dem nun seit 1800 Jahren viele Millionen Menschen gewandelt, noch keiner irregangen sei, noch je irregehen könne; die

evangelische Glaubensfreiheit aber verglich er warnend mit hölzernen Wanduhren, auf deren unsichern Gang sich der Einzelne verläßt, anstatt dem unabänderlichen Lauf der Sonne zu vertrauen. Seine Predigt ist reich an Ausfällen gegen Zwingli, Luther und die Union. Pfarrer Bernh. Cuttat in Basel belehrte seine Zuhörer in der Predigt: Warum ist dem katholischen Christen seine Kirche so teuer? daß dies begründet liege in ihrem ehrwürdigen Alter, ihrer Autorität, die vor Schwanken und Zweifel bewahre, und ihrer mütterlichen Fürsorge. An der Stelle, wo er redete, mußte er sich doppelt vor Ausfällen hüten, doch ist der ganze Ton seiner Ansprache eine lebende Opposition gegen jede andere Meinung. Am unverblümtesten aber predigte Pfarrer Widmer in Gams im st. gallischen Rheintal vor einer tausendköpfigen Menge, allerdings erst am Himmelfahrtstag „von dem einzig richtigen Weg zur Seligkeit“. Seine Predigt stand bereits unter dem Einfluß einer, über der Jubiläumsfeier neu aufgeflackerten katholisch-evangelischen Zeitungs- und Flugschriften-Polemik.

Aggressive Artikel gegen das bevorstehende Reformationsjubiläum hatten im Wochenblatt für Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug schon frühzeitig eingesetzt und gingen crescendo bis zur Jubelfeier. Teils behandelten sie allgemeine Themata. So brachte die Zeitung namentlich eine sehr eingehende Besprechung eines deutschen Werkes „Soll die Scheidewand unter Katholiken und Protestanten noch länger fortbestehen?“ in dem die Reformation als unnötig, ja unmöglich, Luther aber als dazu untauglich, und inkompetent hingestellt wird. Oder sie griff bestimmte Ereignisse heraus. So fand sie in der Studentenfeier am 11. Oktober den lebenden Gegensatz zu den beständigen Toleranzversicherungen, ein Vorspiel, das für den Januar nichts Gutes erwarten lasse. Am Tag der Reformationsfeier selbst aber brachte sie einen hämischen Artikel über Konversionen und den Unterschied der Gründe zum Übertritt zwischen den beiden Konfessionen.

Eine im Mainzer Bistum erschienene Flugschrift gegen die deutsche Reformationsfeier: Neujahrsgeschenk für katholische Christen wurde auf die Zeit des schweizerischen Jubiläums stark in Umlauf gesetzt. Ernstlich aber verwahrt sich der Zürcher Pfarrer Meyer zu St. Anna gegen den Vorwurf, dessen Vertrieb in Zürich zu begünstigen, „weil jeder, die heimliche Verbreitung dessen verschmäht, was, wenn es vom Vater des Lichts kommt, von den Dächern gepredigt werden darf, ohne daß die gegenseitige Liebe und Achtung gefährdet werden“.

Die Veranlassung zu einer eigentlichen Polemik aber gab eine Notiz im „Schweizerboten“ im Februar 1818. Sie tadelt die Wiederaufnahme der Prozession zur Feier von Villmergen in Freiburg, die von 1799—1815 sistiert worden war, als uneidgenössisch, gleichzeitig wird aber der Wunsch ausgesprochen, daß auch evangelische Reformationsfeiern unterbleiben mögen. Die Antwort in der Mai-Nummer weist energisch den Vergleich mit Villmergen zurück, feiert dieses doch Trennung und Krieg, die Reformierten aber haben keinen Gedenktag für ihr Villmergen, sondern für ein Friedensfest, die erste Predigt des Evangeliums, im Sinne. Diese Auffassung wurde von Prof. Johannes Schultheß in einer Flugschrift noch weiter ausgeführt, die zugleich auch als Antwort diente auf einen polemischen Artikel „Von den geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters“ in den Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit von 1817. Gegen den aufkeimenden Eifer suchte Pfarrer Müller zu Embrach einen versöhnlichen Ton anzuschlagen in seinem „Sendschreiben an unsere katholischen Mitbrüder“, um der Meinung vorzubeugen, daß Religionshaß das Motiv für die bevorstehende Feier bilde; sachlich weist er darin die Anschuldigungen gegen Luther und sein Werk zurück. Auf einen ganz andern Ton aber war die Antwort gestimmt, die er in einem zweiten, katholischen Sendschreiben erhielt. Sie erschien anonym, bald aber wurde als Verfasser Pfarrer Geiger in Luzern bekannt. Ihr Kernpunkt geht geschickt nicht auf den fruchtlosen Streit über Luther, sondern auf jene Rede, die Prof. Schultheß am 5. Januar gehalten hatte. Deren stark rationalistische Richtung bot den willkommenen Angriffspunkt für die Behauptung, daß bei konsequenter Durchführung der Schultheß'schen Gedanken der Protestantismus sich in sich selbst auflöse. Pfarrer Müllers Replik in Form eines zweiten Sendschreibens ging unter in der Fehde, die nun zwischen Schultheß und Geiger entbrannte; denn Schultheß, der im Auftrag der Regierung jene Rede gehalten hatte, konnte die Anschuldigungen, die die Obrigkeit mittrafen, nicht unbeantwortet lassen. Vor allem wehrt er sich gegen den Vorwurf, daß sein Protestantismus zum Socinianismus, d. h. feinerem Heidentum werde, gegen die Vermenschlichung Christi zum Weisen von Nazareth und seiner Gleichsetzung mit Zwingli, sowie die Anschuldigung, daß die Motive für die Reformation gewesen seien: für die großen Herren der Geiz nach den Kirchengütern, für die sogenannten Gelehrten der Hochmut, für die schlechten Geistlichen die Weibersucht, für das Volk aber die Verführung. Diese

Verteidigung seiner Jubelrede war um so nötiger, als die Zugerzeitung bereits die Fehde aufgenommen hatte. Er vermochte aber damit dem Geiger das Geigen nicht zu verleiden. Es mischten sich im Gegenteil neue Musikanten in das Konzert, nämlich J. J. Boßhard z. Zeit Sechser, der die Verteidigung Dekan Boßhards übernahm; denn Schultheß hatte dessen Neujahrspredigt ebenfalls kritisiert. Geigers Antwort war mit scharfer Feder und ebensolcher Logik geschrieben. Bossards Widerlegung war ungefährlich; in beleidigenden und unflätigen Ausdrücken aber gefiel sich die Zugerzeitung in Artikeln von Vikar J. G. Bossard, dessen geharnischte Sprache bewies, daß „die Kraftbrühe unter den Gegnern doch ihre Wirkung getan habe“. In seiner „Kraftspeise oder die Knödel in der Pfefferbrühe“ suchte eben dieser Vikar Bossard nochmals eine Verteidigung der „Petriner“ gegen die „Schulthessianer“. Bereits griff er zur Veröffentlichung von gefälschten anonymen Briefen, gegen deren Anschuldigungen und Angriffe auf seine öffentliche Stellung sich Schultheß mit Recht verwahrte, andere Zeitungen neben der Zürcherzeitung und dem Zuger Wochenblatt der Schweizerbote und der Schweizerische Correspondent begannen sich in den Handel zu mischen. Da wurde der Fehde schließlich von oben herab ein Ende gemacht.

Uri beklagte sich im September 1819 in der Tagsatzung über die Religionsstreitigkeiten in der Presse, die das ganze Vaterland gefährden, weil sie stets neuen Samen der Zwietracht säen. Von beiden Seiten wurde zugestanden, daß in der Polemik nachgerade eine Sprache geführt wurde, die aus ganz anderer Quelle, als dem Geiste christlicher Duldung und wahrer eidgenössischer Eintracht floß. Wenn auch etwas widerstrebend, fanden sich die Gesandten schließlich zu dem Beschluß zusammen, in Erinnerung eines ähnlichen Conclusums von 1816, die Regierungen einzuladen, Verfügungen zu treffen, „daß in Druckschriften, Flugblättern oder Zeitungen keinerlei beschimpfende oder beleidigende Aufsätze weder gegen das eine noch gegen das andere der beiden christlichen Glaubensbekenntnisse abgedruckt und verbreitet werden.“

So war schließlich das Ausklingen des Jubiläums, in dessen begeisterte Festfreude dieser Mißton gar nicht passen wollte, doch Versöhnung und Duldung.

**Helen Wild.**